

DIE FACKEL

Nr. 47

WIEN, MITTE JULI 1900

II. JAHR

Sie sind nach heldenmütiger Verteidigung gefallen, die Gesandten in Peking; die als Diplomaten lebten, starben als Krieger: nach einem schönen Leben ein schöner Tod. Aber wer diesem Ende einen Augenblick Bewunderung und Mitleid gezollt hat, wird im nächsten der Frage nicht wehren: wie hat es geschehen können, daß die Männer, deren Beruf es ist, die Ereignisse vorherzusehen, von dem wilden Aufruhr in Peking so völlig überrascht wurden? Wenn sie ahnten, was komme, mußten sie nicht, ob sie gleich, sorglos genug, sich selbst unverletzlich glaubten, ihre Landsleute warnen? Und welchen Sinn hatte die Berufung einer Schutztruppe von wenigen hundert Mann, die doch, wenn es Ernst wurde, nutzlos geopfert war? War denn die Seelenruhe, zu der die glatten Worte der Schlaunen im Tsung—li—Yamen ¹ die Wachsamkeit der europäischen Bevollmächtigten abgedämpft hatten, noch nicht erschüttert? Um Mitte Mai forderten Plakate an den Häusern von Peking zur Ermordung der Fremden auf, und 25 Kilometer von der Stadt verbrannten die Boxers christliche Niederlassungen und töteten die Bewohner. Die Nachricht steigerte die Aufregung, in der sich die Gesandten gerade damals wegen der Wetten für die Rennen in Tientsin befanden, bei denen sie weilten. Und als sie, durch den vollständigen Sieg der europäischen über die chinesische Pferdezucht ein wenig getröstet, in die Residenz zurückkehrten, wurden sie von den erfahrensten Chinakennern gewarnt. Für Ende Mai befürchtete der Bischof von Peking die Zerstörung der katholischen Niederlassung; zwei Tage darauf, sagte er, würden die Gesandtschaften angegriffen sein. Noch immer blieben die Diplomaten sorglos; scherzend meinte einer von ihnen, daß sie also immerhin jene zwei Tage zur Flucht benützen könnten. Und nach Europa gingen beruhigende Berichte ab. Verwirrt fragt der Laie, ob denn Gesandte ihre Augen absichtlich vor dem zu verschließen pflegen, was alle anderen sehen? Die Erklärung gibt der viel zu wenig beachtete Brief eines jungen deutschen Offiziers, der der Gesandtschaft in Peking zugeteilt war, des Leutnants v. Lösch, vom 28. Mai. Er erzählt, daß man nur ungern den beunruhigenden Meldungen Glauben schenkte. *»Dabei spielte mit, daß das diplomatische Corps gern in die Sommerfrische und ins Seebad möchte, und daß wir dann jedenfalls nicht weg könnten.«*

Es ist in Peking nicht anders gewesen, als überall in den Diplomatenkolonien. Wir sehen da eine Gesellschaft von Personen, die ausschließlich untereinander leben, jeden Verkehr mit der Außenwelt als unwillkommene Störung tunlichst abwehren, den Tag mit Tennisspiel die Nacht mit Kartenspiel kürzen, von denen überdies jeder als Dilettant in irgendeinem Gebiete der Kunst, bisweilen auch der Wissenschaft, sich versucht und vergnügt, und die so Musterbilder einer vornehmen und heiteren Geselligkeit schaffen. Will man es ihnen verargen, daß sie der Sorgen sich erwehren so lange sie irgend können? *»Es wird nicht so arg sein«,* ist der erste Gedanke jedes Gesandten, wenn er

1 Das chinesische Außenministerium

eine unangenehme Nachricht erhält; er sucht den Kollegen auf, der das Land, in dem die unangenehmen Dinge sich ereignet haben sollen, vertritt, oder den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wenn es sich um Ereignisse in dem Lande handelt, in dem er bevollmächtigt ist, und kann am nächsten Tage seinem Chef die beruhigende Versicherung senden, daß es wirklich nicht so arg sei. Während die Boxers in der Umgebung von Peking wüteten, konnten die Gesandten melden, daß es damit weiter nichts auf sich habe, und daß sie mit dem Tsung—li—Yamen unverändert freundschaftliche Beziehungen unterhielten. Die Herren von der deutschen Gesandtschaft taten ausnahmsweise noch ein Übriges. Sie gingen in die Stadt spazieren und überzeugten sich, da sie unbehelligt blieben, daß die Chinesen »eigentlich ein freundliches Volk« seien.

Man kann nicht ohne Wehmut an den Tod jener Sorglosen und Frohen in Peking denken ¹, an das Blutbad, in dem sie untergingen, da sie just ins Seebad ziehen wollten. Und man muß sich fragen: weshalb werden diese Menschen in solche Gefahren gebracht? Nichts würde im Gange der Dinge sich ändern, wenn alle Diplomaten der Welt, statt an den gefährdetsten Punkten exponiert zu sein, in einer Kolonie beisammen lebten; etwa in Monte Carlo während des Winters und in St. Moriz während der Sommermonate. Den Völkern aber würde zumindest die Sorge für ihre Vertreter abgenommen sein, wenn diese vor allen Unannehmlichkeiten geschützt wären.

Sicherlich hat es zu allen Zeiten fähige Diplomaten gegeben, die rechtzeitig künftige Ereignisse erkannten, sei es, daß ein rege arbeitender Kopf, sei es, daß ein ängstlicheres Herz sie vor den Zunftgenossen auszeichnete. Und es ist wahrlich ein Trost für uns Österreicher und eine Genugtuung für den Grafen Goluchowski, daß diesmal der österreichische Vertreter — er allein — sich als solch ein fähiger Diplomat erwiesen hat. Seiner weitsichtigen Politik — man kann ihn jeden Abend bei Meißl & Schadn in Ruhe soupieren sehen — haben wir es zu danken, daß Österreich keinen toten Gesandten zu rächen hat und daß heute selbst die eifrigsten Weltpolitiker zugeben müssen, daß wir mit der Entsendung dreier Schiffe mehr als unsere Pflicht getan haben. Wer vor zwei Jahren den Kretinismus bekämpft hat, der unserer Politik für teures Geld nur Unehre brachte, braucht heute keinen Chinaismus zu besorgen. Unser Gesandter in China hat den Warnungen der katholischen Geistlichkeit — es ist eben bisweilen doch gut, wenn die Staatsdiener dem Klerus zu folgen gewohnt sind — Gehör geschenkt. Da er als Vertreter eines Staates ohne entsprechende Machtmittel in China nichts nützen konnte, hat er recht daran getan, auf Urlaub zu gehen. Graf Goluchowski durfte ihn wie einst Don Philipp den Admiral empfangen, der zwar eine Armada verloren, aber seinem König einen treuen Diener erhalten hatte.

Leichteren Herzens, als wenn auch unsere Sache ausgekämpft würde, können wir darum jetzt die Entwicklung in China verfolgen, der Taten harren, die Wilhelm II. — seit der Schlacht von Taku, in der sämtliche deutsche Offiziere und Soldaten sich Orden erwarben, vielfach auch Wilhelm der Siegreiche genannt — in Ostasien vollbringen lassen wird. Anfangs zwar hatten wir seinen Entschlüssen nicht allzu hohe Bedeutung beigemessen. Da der deutsche Kaiser den Ruf nach Rache ins Land hinausrief, blieb alles ruhig; nur in den heiligen Hallen der Börsen, in denen man die Rache nicht kennt, entstand Erregung, und eilig wahrten die Börsenvölker — nicht ohne manche Verluste — ihre heiligsten Güter durch rasche Lösung der Haussepositionen. Ja, selbst den Ruf zu den Waffen nahmen wir nicht recht ernst. Die Langsamkeit, mit der Schiffe und Mannschaft ausgerüstet wurden, schien auf eine Probemobili-

1 So auch der deutsche Gesandte Clemens August Freiherr von Ketteler

sierung, aus der man lernen will, nicht auf ernste Absichten hinzudeuten; man erinnerte sich des Eroberungszuges, den Heinrich von Preußen nach Ostasien gemacht hat, und wie der Bruder des Kaisers die »gepanzerte Faust« friedlich in den Sack gesteckt hatte. Wenn unsere Kinder nach China kommen, trösten sich deutsche Mütter, dann werden die Japaner dort längst Ordnung gemacht haben, und Deutschland wird mit dem Preiskurant statt mit dem Säbel kämpfen dürfen. Nun schwimmen die Kriegsschiffe auf dem Ozean. Wilhelm aber segelt gen Nordland und mag auf eisigen Höhen vom heißen Lande träumen, in dem gegen seinen Willen keine Entscheidung fallen darf. Hoffentlich fällt sie ohne sein Zutun; wenn die deutschen Truppen landen, sind vielleicht die heiligen Güter schon gerettet. Dann möge es Deutschland vergönnt sein, den neuen Drillich preiswürdig zu verkaufen.

* * *

Die Vorgänge in Bulgarien und die Organe unseres auswärtigen Amtes

Die Vorgänge in Ostasien haben die Aufmerksamkeit der Politiker von den ewigen Balkan—Wirren abgelenkt. Die Resignation, mit der die vereinten Großmächte zur besseren Erhaltung des gegenseitigen Einvernehmens hunderte von ihren vereinten Untertanen dem Tode weihten, hat manchen, der sich die vorurteilsfreie Betrachtung der Angelegenheiten des Balkans zur Aufgabe gemacht hat, interessante Vorkommnisse der letzten Zeit übersehen lassen.

Vor allem fordern die inneren Ereignisse in Bulgarien und das Gehaben der Pressorgane unseres auswärtigen Amtes die größte Aufmerksamkeit der etwa noch vorhandenen unabhängigen Publizistik. Die Genesis der bulgarischen Wirren ist ziemlich bekannt. Um die Staatseinkünfte zu heben, griff das jetzige Ministerium Ivancsow zu dem allerdings höchst zweifelhaften Mittel der Wiedereinführung der Zehentsteuer. Diese Abgabe ist noch von der Türkenzeit her recht unpopulär. Das Getreide muß, der Witterung ausgesetzt, auf dem Felde liegen bleiben, bis die Steuereinschätzungs—Kommission kommt; Vexationen seitens der Steuerorgane ist Tür und Tor geöffnet. Die Opposition — die Zankowisten und Karawelowisten — schürte die latente Erregung, das Landvolk griff endlich zu den Waffen und lieferte geführt von Reservisten der bulgarischen Armee den regulären Truppen eine förmliche Schlacht, in der die bulgarischen Offiziere und Soldaten eine höchst unrühmliche und zweifelhafte Rolle spielten. Auf beiden Seiten gab es bei Trstenik — dies der Ort des Kampfes — Tote und Verwundete in Menge, mehr Tote und Verwundete auf Seite der Regulären ... Die Regierung schreitet mit den strengsten Maßnahmen ein, verhängt den Belagerungszustand über drei Bezirke, stellt die Presse unter Zensur und kündigt im offiziellen Blatte die strengsten Strafen für Preßvergehen an. Wirklich scheint die Ruhe im Lande hergestellt. Nur bei Durankaleh im Kreise Varna kommt es noch zu einem kleinen Zusammenstoß der Bauern mit einer Eskadron Kavallerie, der aber keine weiteren Folgen hat

...

Nun betrachte man — diesen Vorgängen gegenüber — die Haltung der unserem auswärtigen Amte nahestehenden Blätter. Die 'Neue Freie Presse' hat von der Schlacht bei Trstenik überhaupt nichts gewußt ¹. Der Korrespondent des Blattes schien die Sprache verloren zu haben. Die spaltenlangen Be-

1 Vergleiche 'Fackel' Nr. 41, Seite 15. [Textmarke 02]

[KK]

richte der reichsdeutschen Blätter wurden nicht — wie sonst — abgeschrieben, nicht einmal auszugsweise gewürdigt. Bloß daß die »Unruhen in Trstenik«, von denen aber den Lesern der 'Neuen Freien Presse' gar nichts bekannt war, »vollkommen beigelegt seien«, wußte das Blatt nach offiziellen Telegrammen zu berichten. Sonst anhaltend »nichts Neues aus Bulgarien«. — Da kommt nach einigen Wochen der unbedeutende Zwischenfall von Durankaleh. Und welches Wunder! Die 'Neue Freie Presse', die die Existenz des bulgarischen Fürstentums völlig vergessen zu haben schien, wird munter. Man bringt ein Telegramm des Korrespondenzbüros über den Zwischenfall. Da beginnt sich — oh Mirakel — auch der Korrespondent in Sofia zu regen, er telegraphiert wieder über Bulgarien, ja — Wunder über Wunder — er telegraphiert sogar mehr Tote als das Korrespondenzbüro!

Um dieselbe Zeit gewinnt auch der 'Pester Lloyd' seine Sprache gegenüber Bulgarien wieder. Am 27. Juni d. J. bringt das Doczi—Blatt an erster Stelle des politischen Teiles einen Artikel über eine »Regierungskrise« in Bulgarien, der so ziemlich das Schärfste ist, was in einem Organe des auswärtigen Amtes gegen ein Land gesagt werden kann, mit dem man doch bis zur Stunde noch immerhin korrekte diplomatische Beziehungen unterhält. »In Bulgarien scheint sich eine Regierungskrise vorzubereiten«, heißt es da unter anderem. »Die Bevölkerung will die Zehentsteuer nicht entrichten, sie leistet offenen Widerstand; es kommt zu *blutigen Zusammenstößen* mit den *Truppen*, welche die *Ruhe und Ordnung nicht herzustellen vermögen*«. »Die Regierung breitet den *Belagerungszustand* mehr und mehr aus«. »Wenn schon mit *Pulver und Blei* regiert werden soll, dann muß der betreffende Staatsmann ein harter Geselle sein«. »Zu dem Belagerungszustande ist neuestens eine Knebelung der Presse getreten«. » ... *Verwilderung der Sitten ... besinnungslose Leidenschaftlichkeit*, welche alle Autorität um *jeden Preis* untergräbt«. Und weiter: »Alle diese Erscheinungen lassen annehmen, daß durch Bulgarien eine *tiefgehende Bedrängnis* und Unzufriedenheit geht, zu deren Bekämpfung weder das heutige Ministerium noch sein Regierungssystem ausreicht«. »Statt ihren bösen Einfall« (die Einführung des Zehents) »gut zu machen, stellen sich *Fürst Ferdinand* und seine Minister auf den Standpunkt der beleidigten Staatsautorität, welche angesichts der Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit der Bevölkerung um jeden Preis aufrechterhalten werden müsse. *Mit Verlaub, das heißt nicht stark, sondern nur ungeschickt und schlecht regieren* ... Schlechte Gesetze und schwache Regierungen eigensinnig bewahren, das führt zu gefährlichen Krisen, wie eine solche soeben in Bulgarien im Anzuge zu sein scheint« ... »*Schlechte Finanzen*, Rückschritte auf allen Wegen, eine unzufriedene Bevölkerung und ein schwaches Regime, das sind jedenfalls Erscheinungen, welche ... Zustände und Ereignisse befürchten lassen, deren Bewältigung *viele Anstrengungen* kosten und viel längere Zeit in Anspruch nehmen wird, als man zur Stunde in Sofia glaubt« ...

Am 14. *Juli* wird auch das 'Neue Wiener Tagblatt' von ernster Besorgnis wegen der bulgarischen Verhältnisse erfaßt. An der Stelle, die zu wiederholtenmalen anerkennende Erörterungen über die Segnungen des gegenwärtigen serbischen Regimes füllten, erscheint eine entschiedene Verurteilung bulgarischer Zustände. »Ein Sturm der Entrüstung durchbraust alle Gauen des Landes.« »Jede Täuschung ist nunmehr unmöglich; gegen das bestehende Regime wie gegen alle demselben entspringenden Regierungsaktionen steht nicht bloß ein Teil des Volkes, respektive eine Partei im Kampfe«. (Folgt eine begeisterte Schilderung *serbischer* Verhältnisse.)

Am 15. *Juli* ist das bulgarische Gespenst schon über den Hof des Hauses zum anderen Steyrermühlblatte gedrungen und beunruhigt den Volkswirt der

'Österr. Volkszeitung', der an der Hand von Ziffern das Erscheinen einer Handelskrise in Bulgarien signalisiert, von der Österreich—Ungarn schwer mitbetroffen sei ...

Und diese erbitterte Preßkampagne gegen Bulgarien in österreichischen und ungarischen auswärtig—offiziösen Blättern erfolgt zu einer Zeit, da Österreich—Ungarns und Bulgariens diplomatische Vertreter in unserem auswärtigen Amte friedlich beim grünen Tische über die neue Konsularkonvention debattieren, über ein Werk, das ein ungestörtes Einvernehmen und die optima fides beider Teile voraussetzt, — ein Werk, das in denselben auswärtig—offiziösen Blättern, die heute die Revolution in Bulgarien an die Wand malen, in inspirierten Notizen noch vor wenigen Wochen als erfreulichstes Zeichen ungetrübter Beziehungen gefeiert wurde. Oder wie? Wollen die Lenker unserer auswärtigen Politik eine Konsularkonvention mit der — Revolution abschließen?

Wenn 'Neue Presse', 'Pester Lloyd' oder ein Steyrermühlblatt einmal die Wahrheit sagen, muß man sich sofort fragen, wer sie dafür bezahlt hat. Vergebens forscht man nach den Gründen, die etwa unser auswärtiges Amt bewogen hätten, den Fürsten eines uns befreundeten Staates insultieren, die Zustände seines Landes mit den grellsten Farben als tief zerrüttete schildern zu lassen. Ist es aber andererseits glaubhaft, daß der auswärtig—offiziöse 'Pester Lloyd' *ohne Herrn Döczis Zustimmung* einen derartigen Vorstoß gewagt hätte? — — — — —

... Ungefähr um die Zeit, als jener Artikel im 'Pester Lloyd' erschien, weilte in Sofia der Budapestener Handelsakademieprofessor *Strausz*. Fürst Ferdinand von Bulgarien braucht Geld. Er trat mit *ungarischen Finanzkräften* wegen Aufnahme einer Anleihe in Verbindung. Diese delegierten den Professor der Handelsakademie nach Sofia. Hier sollte er sich über die Lage des Landes und seine Hilfsquellen ein Urteil bilden. Es ist klar, daß das Konsortium seine Bedingungen nach dem Grade der Sicherheit stellt, die ihm das Land zu bieten scheint. Man feilscht hin und her. Da — ein Telegramm der 'Neuen Presse' über blutige Zusammenstöße im Kreise Varna, ein Brandartikel des 'Pester Lloyd' über die »Krise in Bulgarien«! Wie heißt es doch am Schlusse des Artikels: »Schlechte Finanzen, Rückschritte auf allen Wegen ... Erscheinungen, welche Zustände befürchten lassen, deren Bewältigung viel längere Zeit in Anspruch nehmen wird, als man zur Stunde in Sofia vielleicht glaubt«: kein Zweifel — um Bulgarien steht es schlecht. Die Presse unseres auswärtigen Amtes versichert es ja. Und — das Konsortium wird hohe Forderungen stellen dürfen ...

Wir aber erwarten eine energische Erklärung, ob die Presse unseres auswärtigen Amtes in dieser Sache Herrn Döczi oder einem Börsenkonsortium zu Willen war. Es ist doch wohl nicht möglich, daß sie hier die Geschäfte beider Teile besorgt hat? Dem auswärtigen Amt obliegt jetzt die Pflicht, zu erklären, daß es den Artikel des 'Pester Lloyd' weder inspiriert hat noch billigt. Herr Döczi möge sprechen. Wenn in diesen Dingen nicht endlich Ordnung geschaffen wird, dann können wir es wirklich noch einmal erleben, daß irgend ein Herr Kohn oder Löwy uns in einen Krieg hineinhetzt, um einen guten Kurs zu erzielen.

Q

* * *

Die 'Neue Freie Presse' gilt als das Judenblatt par excellence. Ich will nun an einem markanten Beispiel zeigen, daß sie — soweit nicht *korrupsionis-*

tische Interessen der Juden in Frage kommen — nicht einmal die *jüdischen* Interessen anständig vertritt.

Seit Wochen erschallt in der »Kleinen Chronik« — oder sollte man die Rubrik, in der die Herren Redakteure die Taten und Schicksale ihrer Familienangehörigen getreulich registrieren, nicht »Kleine Familienchronik« nennen? — in herzbrechender Weise der Jammer um das Schicksal der rumänischen Auswanderer, die unter der Reichsbrücke ein dürftiges Asyl gefunden haben ¹. Wie immer, ist auch diesmal die löbliche Administration gerne bereit, Geldspenden von Mitbürgern ohne Unterschied der Konfession entgegenzunehmen. Hie und da wagt der kleine Chronist schüchterne Andeutungen zu machen, daß das Elend der rumänischen Juden ja nicht von der Reichsbrücke herrühre, daß die Zustände in der Heimat der Armen nicht ganz rosige sein müßten, daß die *rumänische Regierung* ... aber hier ruft der große Politiker des Weltblattes dem kleinen Chronisten ein gebieterisches »Halt!« zu. Die rumänischen Pauschalien legen dem Blatte Reserve auf, und so druckt es in *derselben* Nummer, in der der kleine Chronist die herzbrechenden Klagen über das Leid der aus der ungastlichen Heimat Vertriebenen am lautesten ertönen läßt, unter den Telegrammen des Korrespondenzbüros ein rumänisch—offiziöses Telegramm der »Agence Roumaine« *ohne jede Nebenbemerkung* ab, worin die Nachrichten über Verfolgungen der Juden in Rumänien an der Hand von Ziffern *dementiert* werden und der Versuch unternommen wird, die Leiden der rumänischen Juden auf — eine etwas schlechtere Ernte zurückzuführen.

Man wende nicht ein, daß das Blatt mit der ohne erläuternde Bemerkung erfolgten Wiedergabe des gegen die Klagen der Juden gerichteten Telegrammes noch keine Stellung genommen habe. Das 'Berliner Tageblatt', ein Organ, dessen der 'Neuen Freien Presse' gesinnungsverwandte Unsauberkeit zwar über jeden Zweifel erhaben ist, das aber doch den rumänischen Pauschalien geographisch etwas ferner liegt, hat am 4. Juli dasselbe Telegramm erhalten. In der Nummer vom 5. Juli druckt es die Meldung der »Agence Roumaine« ab, begleitet sie jedoch mit den folgenden Bemerkungen: »Die *offiziöse* rumänische Presse bemüht sich, die durch die antisemitische Hetze hervorgerufene Massenauswanderung der Juden auf andere Ursachen zurückzuführen ... aber die Mohrenwäsche der »Agence Roumaine« wird niemand überzeugen.« Folgt ein längerer Artikel über die Verfolgungen der Juden seitens der rumänischen Regierungsorgane vom Bukarester Korrespondenten des Blattes. Dagegen scheint der Bukarester Korrespondent der 'Neuen Freien Presse' — nach seinem vollständigen Stillschweigen zu urteilen — offenbar ein Opfer der Judenverfolgung geworden zu sein, so daß die Redaktion seines Blattes nolens volens ausschließlich die Telegramme der offiziellen Agentur benutzen muß, die diese Verfolgung dementieren ...

Die Wiener Juden, die in der Bekämpfung des heimischen Antisemitismus schon so hervorragende Dummheiten geleistet haben, mögen weiterhin der Administration der 'Neuen Freien Presse' Beiträge für ihre rumänischen Glaubensgenossen senden. Nur werden sie gut tun, sich immer vor Augen zu halten, daß ihre Beiträge reichlich fließen müssen, um die Höhe jener Summen zu erreichen, die derselben Administration aus dem rumänischen Preßfonds zugehen und die der erhabenen Bestimmung dienen, das Blatt für den

1 Wie gut haben es doch dagegen Asylschmarotzer 2013 in Deutschland. Anstatt die sogenannten »Lampedusa—Flüchtlinge« sofort wegen illegalem Grenzübertritt zu verhaften, wie die Gesetze vorschreiben, bietet man ihnen eine »Willkommenskultur« mit einer Wohnung, wie sie viele Deutsche so schön nicht haben. Kleidung, Strom, TV, Lebensmittel und Taschengeld inklusive. Wie schön das Leben doch sein kann!



Die 'Arbeiter—Zeitung' hatte sich, wie sie am 14. Juli ihren Lesern erzählte, vorgenommen, nachdem sie mich in mehreren unflätigen Notizen hinlänglich beschimpft zu haben glaubte, in »philosophischer Ruhe« etwaige weitere Angriffe der 'Fackel' zu ertragen. Diese Ruhe war mit der Totschweigetaktik der Börsenpresse keineswegs identisch, es war »die *uns eigene* philosophische Ruhe«. Aber die 'Arbeiter—Zeitung' scheint bei den zahlreichen Schlappen, die sie im letzten Jahre erlitt, bereits allzu große Quantitäten ihrer philosophischen Ruhe verbraucht zu haben. Was ihr für mich noch übrig blieb, reichte knapp auf vier Wochen. Auf einige kleine Notizen in Nr. 46 der 'Fackel' aber erwiderte sie in einer höchst unphilosophischen Aufregung, sprach von feiger Verleumdung, wollte mir nicht einmal »eine Art von Banditencourage« zuerkennen und drohte mit dem letzten Auskunftsmittel einer angegriffenen Publizistik, mit »Ohrfeigen«. Ich kann der 'Arbeiter—Zeitung' nicht gut entgegenhalten, daß sie einst — es galt auch damals meine Sache — nicht genug Worte der Verachtung für jene gefunden hat, die sich im literarischen Kampfe zur Methode der brachialen Abwehr bekannten. Auch ich habe mich ja seit jenen Zeiten geändert und bin von der Anerkennung der journalistischen Fähigkeiten sozialdemokratischer Redakteure zum Bedauern über die Verpöbelung des Tones der 'Arbeiter—Zeitung' herabgesunken. Das Bedauern ist aber auch auf Seite der 'Arbeiter—Zeitung', die eben, weil ich im Laufe der Zeit an ihr manches auszusetzen fand, wehklagend meine »selbstmörderische Eitelkeit« konstatiert, die »allen Nutzen vernichtet, den mein Talent stiften könnte«. Ich will nur, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, nachdrücklich versichern, daß meine Eitelkeit, wenn ich schon von dieser menschlichen Schwäche nicht völlig frei sein soll, an den Angriffen auf die 'Arbeiter—Zeitung', an dem Kampfe gegen die Prostituierung eines antikapitalistischen Blattes durch Bankannoncen, den geringsten Anteil hat. Ich wüßte wirklich nicht, warum mich der Anblick eines seitenlangen Südbahninserates oder des neuerrungenen Kurszettels in der 'Arbeiter—Zeitung' eitel machen sollte! Die 'Arbeiter—Zeitung' mag sich selbst ihrer Erfolge freuen, mag selbst auf die unentwegte Unterstützung durch sämtliche Aktiengesellschaften stolz sein. Mich, der ich der Sozialdemokratie ein aus eigener materieller Kraft erschaffenes Kampforgan von Herzen wünsche, kann der Anblick eines mit Prospekten der ärgsten Ausbeutergesellschaften gespickten Proletarierblattes nicht übermütig, nur traurig stimmen.

Und weil ich in einem besonderen Falle meiner Trauer Ausdruck lieh, weil mich der Kontrast zwischen den einstigen gerechten und fast täglichen Angriffen der 'Arbeiter—Zeitung' gegen die Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft und den heutigen, fast täglichen Waschzetteln dieser Gesellschaft in der 'Arbeiter—Zeitung' zur Wehmut stimmte, antwortet sie mir mit einer Grobheit, die fast an den einstigen Ton gegen die Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft erinnert. In ihrer Aufregung aber vergißt sie völlig, was in Nr. 46 der 'Fackel' eigentlich gesagt und was zu widerlegen war. Von Mordschiffen der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft war die Rede gewesen und von

Mordsinseraten; und dann war festgestellt worden, daß seit längerer Zeit die Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft von der 'Arbeiter—Zeitung' nicht mehr angegriffen ward. Was antwortet man mir? »Würde er« — ich — »seinen Korruptionsriecher fleißiger in die Bände der 'Arbeiter—Zeitung' gesteckt haben, könnte er allerdings feststellen, daß die Behauptung, daß die Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft seit zwei Jahren keinen Anlaß zu begründeten Angriffen gegeben habe, den Tatsachen widerspricht.« Welch armselige Gedankenwindung! Die Behauptung, die mir die 'Arbeiter—Zeitung' in die Schuhe schiebt, habe ich ja gar nicht aufgestellt. Im Gegenteil! Aus der Notiz in der 'Fackel' konnte man eher das Bedauern darüber herauslesen, daß »Anlässe zu begründeten Angriffen« wohl *vorhanden* waren, aber seit zwei Jahren von der 'Arbeiter—Zeitung' *nicht benutzt* worden sind. Oder doch? Ich folge dem Rate, stecke abermals meinen Riecher in die Bände der 'Arbeiter—Zeitung' und stelle fest:

Kampagne der 'Arbeiter—Zeitung' gegen die Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft im Jahre 1898: Artikel über »*Die Katastrophe auf der 'Gisela'*« am 13., 14., 16. und 18. Juli. Der am 18. Juli erschienene Artikel enthält folgende Stellen:

» — — Es steht nunmehr fest, daß die Schiffskatastrophe bei Grein, der vier Arbeiter zum Opfer fielen, nur der unseligen, ja verbrecherischen Wirtschaft der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft zuzuschreiben ist. Diese bankrotte Gesellschaft, die trotz der Staatshilfe auch nicht den primitivsten Anforderungen eines geregelten Verkehrs entspricht, bewältigt diesen Verkehr überdies mit Schiffen, die so alt sind, daß sie längst zum alten Eisen gehören, oder die so gewissenlos gebaut sind, daß die Schiffsmannschaft jede Fahrt mit dem Gedanken an den Tod antreten muß. Es ist nicht nur das Unglücksschiff »Gisela« allein, das diesen Gedanken jedem Schiffsmann mit zwingender Notwendigkeit aufdrängt. Auch andere Schiffe, die »Waag«, die »Venus«, ja sogar die neugebaute »Vindobona« sind *Mordschiffe*. — — — *Wir werden nicht ruhen, bis nicht die wirklich Schuldigen* (die Oberorgane der Gesellschaft) *zur Verantwortung gezogen werden*. — — — Wer wird die Sorge für die armen Wesen (sechzehn lebende Kinder) übernehmen, die durch die *verbrecherische Nachlässigkeit und Profitwut* der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft ihrer Ernährer beraubt sind? — — Bei der Korruption der Wiener Presse wird die 'Arbeiter—Zeitung' freilich *diesen Kampf* so ziemlich *allein* führen müssen, aber *wir werden ihn dafür umso nachdrücklicher führen*. Die Mordschiffe der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft werden ausgemustert werden!«

Am 28., 29. Juli und am 6. August erscheinen Artikel unter dem Titel »Die Mordschiffe der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft«; dazwischen am 31. Juli ein Artikel unter dem Titel »Wie die Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft für Verunglückte sorgt«. Am 6. August wird zur Erörterung des Themas: »Sorge für die Hinterbliebenen« ein »späterer Artikel« angekündigt, den ich, wie ich leider gestehen muß, trotz eifrigstem Suchen nicht gefunden habe. Da indes noch in den folgenden Monaten zwar nicht Artikel, aber heftige Notizen gegen die Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft erschienen, so fällt es mir nicht ein, das Unterbleiben der angekündigten Fortsetzung, zu der offenbar das Material gefehlt hat, gegen die 'Arbeiter—Zeitung' zu deuten. Am 10. August wird zwar ohne Kommentar das offizielle Gutachten über die Kesselexplosion auf der »Gisela« abgedruckt, aber am 12. August, 11., 14.,

15. September, am 1., 10. und am 11. Oktober erscheinen Notizen, die immerhin deutlich gegen die ausbeuterische Gesellschaft pointiert sind, und der 20. Dezember bringt sogar den Abdruck der Interpellation des Abgeordneten Schrammel gegen die Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft, in der Funktionäre dieser Gesellschaft offen der schmutzigsten Handlungen, ja des *Diebstahls* beschuldigt werden. Noch am 11. Jänner 1899 erscheint eine Notiz in der Rubrik »Sozialpolitik«, die unter dem Titel »Ein Opfer frevlerischer Fahrlässigkeit« von einem Unfall in den Werften der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft erzählt. Die schärfste Sprache führte der Artikel in der Nummer vom 28. Juli, aus dem ich hier die nachstehenden Stellen reproduziere:

»Die Erste k. k. priv. Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft hüllt sich in sehr beredtes Schweigen. Bauend auf die *Unterstützung der Wiener Pauschalienpresse*, glauben die Chefs dieser Aktienunternehmung, auf die Beschuldigung schweigen zu können, daß auf einem ihrer *Mordschiffe* vier Arbeiter den Tod gefunden haben, und zwar durch die Schuld der Gesellschaft. Zu dieser Pauschalienpresse gehört natürlich auch das 'Deutsche Volksblatt', das *eine Zeitlang sich auffallend viel mit der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft beschäftigte, dessen Hunger seither aber gestillt zu sein scheint*. — — — Und alle diese Herren (Verwaltungsräte) samt dem hofrätlichen Direktor schweigen, wenn ein *unbestochenes*¹ Blatt eine ganze Reihe der Schiffe dieser Gesellschaft als *Mordschiffe* bezeichnet, wenn die Gesellschaft *bankrott* gesagt wird, wenn die Oberorgane der Gesellschaft als die Schuldigen an dem Tode von vier Menschen bezeichnet werden. — — — Dieses Schweigen der hochvermögenden Herren ist ein Eingestehen ihrer Schuld. — — *Auf die Anklagebank mit den Exzellenzen und Baronen, Hofräten und Rittern!* — — Bringt der Staatsanwalt auch nur einen dieser hohen Herren auf die Anklagebank, dann hat die *verbrecherische* Wirtschaft bei der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft ein Ende. Das *Blut der vier Opfer der »Gisela« fordert Sühne.*« — — — — —

Von den Exzellenzen und Baronen ist keiner auf die Anklagebank gekommen, die verbrecherische Wirtschaft bei der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft dauert fort, der Nachlässigkeit und der Profitwut hat noch immer kein Staatsanwalt die gesetzliche Schranke gezogen, die Ausbeutung des Personals nimmt ihren Fortgang, das Blut der Opfer der »Gisela« ist nicht gesühnt, die Mordschiffe sind nicht ausgemustert und — die 'Arbeiter—Zeitung' führt den Kampf nicht mehr fort. Ihre Angriffe hörten auf, als mit hereinbrechendem Winter die Schifffahrt auf der Donau aufhörte. Und als der erste Lenzhauch im Jahre des Heils 1899 die vereisten Ströme und Flüsse taute, da trug er der 'Arbeiter—Zeitung' auch die Mordsinserate ins Haus. Der 20. März brachte das erste »Eingesendet«. Und von da an erscheinen sie regelmäßig, den Proletariern Wiens bald die Dampferverbindung mit dem Wettrennplatz, bald die Reisemöglichkeiten zwischen Galatz und Rustschuck verheißend. Ich habe, so tief ich meinen Korruptionsriecher in die Bände der 'Arbeiter—Zeitung' stecken mochte, von Mordschiffen, verbrecherischer Wirtschaft, Profitwut und Anklagebank nichts mehr entdecken können. »Anlaß« zu solchen Kraftworten war ja, wie die 'Arbeiter—Zeitung' selbst zugibt, während dieser Zeit vorhanden. Ich fand aber die etwas monotone Folge der »Einge-

1 Tatsächlich hatte die 'Arbeiter—Zeitung' im Gegensatz zur gesamten Wiener Presse damals kein Inserat oder »Eingesendet« der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft aufzuweisen. [KK]

sendet« höchstens hin und wieder durch eine regelrechte Annonce (z. B. 21. Mai) oder eine kleine, wohlwollende Besprechung des von der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft herausgegebenen Donau—Führers, (28. Mai) angenehm unterbrochen. Dampferunfälle? Ja, bei Hamburg, Algier, New—York, Kopenhagen und Königsberg. Aber da, am 7. Juni — endlich:

»Unfall eines *Donau—Dampfers*«! Die Mordschiffe begannen mir bereits, von den Fluten nie versiegenden publizistischen Zornes gepeitscht, vor den Augen zu tanzen. Mordschiffe? Nein: »*Einer der besten Passagierdampfer* der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft, der Postdampfer 'Kronprinz Rudolf' erlitt auf einer Talfahrt eine so schwere Beschädigung, daß — —«.

Folgt nach einer ironischen Zeile über das allzu harmlose Kommuniqué, das die Gesellschaft ausgab, ein *Abdruck des Berichtes* der gut pauschalierten 'Neuen Freien Presse' über den Unfall.

Der durch die Blätter zweier Jahrgänge unruhevoll schweifende Blick mußte, da er die Mordschiffe aus den Spalten der 'Arbeiter—Zeitung' ausgemustert fand, an den Mordsinseraten, durch die noch kein Proletarier zu Schaden gekommen ist, haften bleiben. Er hat in manchem Monat ein Dutzend und mehr gezählt. Er hat aber — unwillkürlich — auch andere kostbare Dinge bemerken müssen. Der Österreichische Lloyd hatte schon vor der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft den Weg zum Inseratenteile der 'Arbeiter—Zeitung' gefunden; aber in bunter Reihe zogen sich durch diese tausende Seiten von Proletarierlektüre Kundmachungen der Creditanstalt, Unionbank, Länderbank, Anglo—österr. Bank, Bodencreditanstalt, Depositenbank, Bankverein, Landesbank für Bosnien und Herzegowina, Ungarische Escompte— und Wechselbank, Intern. Elektrizitäts—Gesellschaft, Holländ.—österr. Bau—gesellschaft, Nordwestbahn, Staatseisenbahn—Gesellschaft, Südbahn, Wiener Lebens— und Rentenversicherungs—Anstalt, Wiener Versicherungs—Gesellschaft, Riunione Adriatica di Sicurta, Assicurazioni Generali, Gresham, Mutual, Phönix, Globus, New—York, Gisela—Verein, der berüchtigten Volksversicherungs—Gesellschaften Victoria, Universale und Allianz. Die Redaktion übernimmt für all dies »keinerlei Verantwortung«. Aber unter dieser Verwahrungsklausel — sie erinnert an das Gelöbnis, mit dem die sozialdemokratischen Gemeinderäte der Dynastie unverbrüchliche Treue und Hochhaltung des österreichischen Staatsgedankens zuschworen — finden sich ja auch die Ankündigungen von proletarischen Versammlungen, die Kundmachungen von Arbeiter—Krankenkassen, Arbeiterunterstützungsvereinen, Partei—Organisationen und dergleichen. Lehnt die Redaktion für Ziel und Programm dieser Körperschaften die »Verantwortung« mit derselben Energie ab, wie für die Veröffentlichung des Prospekts einer Aktiengesellschaft? Und mit welchen Besorgnissen muß Herr Taussig einem sozialdemokratischen Parteitag entgegensehen, dessen Vorsitz der Chefadministrator der 'Arbeiter—Zeitung', Herr Popp, führt! Am 15. März des Jahres 1898, dem Gedenktage der Revolution, finde ich nebeneinander zwei große Versammlungen angekündigt. Die eine Annonce ladet zum Besuche einer Protestversammlung gegen die Reaktion, die andere, die dicht daneben steht, zum Besuche der Generalversammlung der Unionbank ein. Wenn sich ein Proletarier damals geirrt hat und statt in die Protestversammlung in die Generalversammlung gegangen ist? Ein andermal wird zum Besuche des patriotischen Jubiläumsgemäldes, dann wieder zum Besuche von »Venedig in Wien« aufgefordert und, um sich wenigstens diesmal nicht der redaktionellen Verantwortung zu entziehen, begleitet die 'Arbeiter—Zeitung' das Inserat mit einer schwungvollen Lokalnotiz, die auf die Herrlichkeiten dieses Eldorado gleich nach der Festnagelung eines »Schweinepaffen« hinweist. »Wieder Einer«: das Colosseum. Dieses »Etablis-

sement«, dessen Darbietungen wohl das Dreisteste und Volksverdummendste in ihrem Genre sind, wurde lange Zeit durch unveränderten Abdruck der direktorialen Waschzettel gefördert. Wieder Einer: Varieté Japan. Dazwischen Ratenhändler, Naturheilbringer, brieflich ordinierende Ärzte, zweifelhafte Dentisten ... Und es lockte mich, da ich zwei Jahre Arbeiterlektüre durchwanderte, mir die Lebensgewohnheiten eines einfachen Arbeiters, der getreu den Anweisungen und Ratschlägen seines Blattes sich den Haushalt zimmert, vorzustellen. Im Ratenzahlungshaus »Körmendi« kauft er seine Waren ein, abends besucht er das Varieté Japan. Kein Wunder, daß er sich bald genötigt sieht, sich an Herrn Dr. Reti zu wenden. Da er bei Herrn Buriasch sich die Zähne ziehen lassen will, kommt er auf den Gedanken, sich bei der »Allianz« versichern zu lassen. Mit Wehmut bemerkt er schließlich, daß ihm kein Kreuzer mehr übrig geblieben ist, um für sich und die Seinen eine 4 ½ %ige Schuldverschreibung der Südbahn oder eine Aktie der Creditanstalt zu erwerben, deren Bezug ihm S. M. v. Rothschild in seinem Parteiorgan so eindringlich ans Herz gelegt hat ...

Ich war bis zum 6. November vorgedrungen, der im Jahre des Heils und der Donaudampfschiffahrt 1899 das letzte Eingesendet brachte. Da traf mich die Nachricht, daß die 'Arbeiter—Zeitung' für die seit dem 20. März geleisteten *Publikationen* die hübsche Summe von 2040 Gulden seitens der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft empfangen hat. Gleichzeitig erfuhr ich, daß die *Pauschalien* dieser Gesellschaft sich zwischen den Summen von etwa 600 und 5000 Gulden bewegen. Circa 5000 fl. jährlich dürfte nur die 'Neue Freie Presse' beziehen. Mittlere Blätter, die etwa die Abonnentenzahl der 'Arbeiter—Zeitung' haben, beziehen ein Pauschale von 1000 bis 1500 fl. Die 'Arbeiter—Zeitung' erhält natürlich ein solches Pauschale, das zur Aufnahme jeder eingesandten Notiz und zu sonstigen Leistungen verpflichtet, nicht. Wohl aber erhält sie auf dem Umwege der zahlreichen »Eingesendet« und Annoncen, deren Inhalt für ihre Leser nicht das geringste Interesse hat, mehr von der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft als die von ihr geschmähten »Pauschalienblätter« mittlerer Kategorie. So reich wird eine Ehrlichkeit belohnt, die ich nicht leugnete, nicht leugnen *darf*, weil ich nur die Gleichzeitigkeit einer Handlung und einer Unterlassung nachweisen kann, nicht inneren Zusammenhang. Freilich, innere Zusammenhänge treten niemals anders denn als zeitliche in die Erscheinung ...

Sonst einsichtige Leute haben mir's verargt, die einen, daß ich diese Dinge der 'Arbeiter—Zeitung' überhaupt, die anderen, daß ich sie ihr erst jetzt vorwerfe. Ich will beiden Parteien erwidern: Zur Zeit, da ich die dreimalgespaltenen Unsauberkeiten der bürgerlichen Presse aufzudecken begann, war mir die schwierige materielle Lage der 'Arbeiter—Zeitung' wohlbekannt. Aber die Aufhebung des Zeitungsstempels war nahe; sie mußte der 'Arbeiter—Zeitung' über 70.000 Gulden im Jahre einbringen und dann, erwartete ich, würde sie von Fesseln, die sie knirschend ertragen haben mochte, energisch sich befreien. War doch in Versammlungen und in Artikeln der 'Arbeiter—Zeitung' immer wieder beteuert worden, daß die Aufhebung des Zeitungsstempels selbst der bürgerlichen Presse die »schmachvollen Bande des Kapitals« lockern werde. Die 'Arbeiter—Zeitung' schien mir an die Aufhebung des Zeitungsstempels für die kapitalistische Presse allzu verstiegene Hoffnungen zu knüpfen, aber sie selbst hat, was man von ihr hoffen konnte, nicht erfüllt. Mir jedoch erschien es als schlimmster Verrat an einer Mission, an die ich glaubte und noch glaube. Um dieser Meinung willen von den ethischen Funktionen, die die Vertretung des österreichischen Proletariats zu erfüllen hat, habe ich sie wiederholt angegriffen. Und sollten wirklich ernste Sozialdemokraten es

mir verargen, daß ich an das Zentralorgan der österreichischen Sozialdemokratie die gleichen sittlichen Forderungen stelle, die der Berliner 'Vorwärts' erfüllt? Ich bestreite es, daß die österreichischen Proletarier den Kurszettel in der 'Arbeiter—Zeitung' lesen wollen, den doch ihre reichsdeutschen Genossen im 'Vorwärts' nicht vermissen. Und wenn das Blatt der weit kapitalkräftigeren deutschen Sozialdemokratie keine Inserate von Banken und Aktiengesellschaften bringt, so müssen diese auch in der 'Arbeiter—Zeitung' entbehrlich sein. Der Standpunkt: »Wir fordern ja die Inserate nicht und wir leisten nichts dafür; aber man gibt sie uns, also nehmen wir sie« gilt nicht. Man nimmt keine Geschenke von den Chlumeckys und Taussigs.

Denn es *sind* Geschenke. Und weil das unbestreitbar ist, läßt sich der Kampf gegen die korrupte Verbindung von Aktiengesellschaften und Presse auch von einer anderen Seite führen. Nur der Vollständigkeit halber habe ich, ehe ich der bisherigen Kampfsmethode Valet sage, unter den Blättern, die bessern zu können ich heute nicht mehr glaube, die 'Arbeiter—Zeitung' nennen müssen. In Zukunft werde ich mich nicht mehr an Zeitungen und Zeitungsleser, sondern an die Aktionäre wenden. Es muß schließlich doch dazu kommen, daß einmal ein anständiger Aktionär in einer Generalversammlung also spricht: »Wir haben die Pflicht, gewisse Publikationen vorzunehmen und zu bezahlen. Wir haben ein Interesse daran, über das, was wir an solchen Publikationen leisten müssen, noch hinauszugehen. Aber da muß es Grenzen geben. Ich finde Inserate unseres Unternehmens in Blättern, in denen zu inserieren uns keinerlei Nutzen bringen kann; und das sind nicht vereinzelte Vorkommnisse, sondern diese nutzlosen Inserate müssen alljährlich Vermögen kosten. Was bedeutet das? Man behauptet vielfach, unsere Verwaltung wolle den Zeitungen mit Inseraten den Mund stopfen. Dagegen müssen alle anständigen Aktionäre sich wehren. Wenn unsere Verwaltung Handlungen begeht, die die Kritik zu scheuen haben, so haben wir Aktionäre, weil unser Vermögen auf dem Spiel steht, das höchste Interesse daran, diese Dinge zu erfahren. Was der Öffentlichkeit verschwiegen wird, wird doch vor allem uns verschwiegen. Ich erhebe Einspruch dagegen, daß unsere Verwaltung mit unserem Gelde Blätter zu unserem Schaden bezahlt. Doch ich finde Annoncen des Unternehmens auch in Zeitungen, die uns nicht nützen können, die aber trotz den Annoncen zwar nicht uns, den redlichen Aktionären, aber unserer oft unzulänglichen Verwaltung zu schaden sich keineswegs scheuen, die mit Inseraten manchmal zugleich Angriffe bringen. Wozu bezahlen, beschenken wir diese Blätter? Die Antwort, es sei so herkömmlich, kann ich nicht gelten lassen. Seit Jahren sehe ich, wie immer neue Zeitschriften gegründet und alle mit unserem Gelde gefüttert werden. Ich zittere jedesmal, wenn ich vom Erscheinen eines neuen Blattes höre; ich weiß: das wird mich Geld kosten. Ich habe berechnet, daß ich als Aktionär durch unfreiwillige Subventionen den Wiener Journalen alljährlich weit mehr leiste, als durch meine Abonnementsbeiträge. Wir klagen beständig über die hohen Steuern, die Staat und Land von uns fordern. Und wir legen uns freiwillig einen lächerlich hohen Tribut auf, wir gewähren Geschenke, die wir als Erwerbsunternehmung gar nicht zu leisten befugt sind? Ich stelle den Antrag, daß der Verwaltung von der Generalversammlung aufgetragen werde, im nächsten Jahre eine vollständige Liste aller Zahlungen an die Blätter mit einem genauen Nachweis ihrer Angemessenheit und Notwendigkeit vorzulegen.«

So müßte ein redlicher Aktionär sprechen. Die Antwort, die er erhielte, würde in die Situation von Aktiengesellschaften und Presse endlich die erwünschte Klarheit bringen.

EINE TAUSSIG—BAHN

Geehrter Herr Redakteur!

Mit großer Befriedigung habe ich den Aufsatz »Eine Taussig—Bahn« in Nr. 46 der 'Fackel' gelesen. Nur möchte ich Sie bitten, die leitenden und verantwortlichen Herren darauf aufmerksam zu machen, daß es bei *Eibenschitz* (Station der St. E. G.) außer gutem Spargel noch eine elende Eisenbahnbrücke gibt und daß insbesondere die strafrechtliche Terminologie auch für das *eventuelle* Wollen eines verbrecherischen Erfolges — z. B. lieber Einsturz als Neubau einer Brücke — den entsprechenden Ausdruck findet.

*

Hoffentlich bringt das Eisenbahnministerium das bißchen Energie, das es nach Erscheinen der Südbahn—Artikel in der 'Fackel' gegen die Chlumecky—Gesellschaft hervorgekehrt hat, jetzt auch gegen Herrn Taussig auf. Mit einem Abonnement auf die 'Fackel' und damit, daß das Präsidialbüro des Ministeriums dies den Herausgeber wissen läßt, ist verflucht wenig geschehen. Das Bewußtsein, daß der Herr Ministerialrat v. Forster jetzt die 'Fackel' auf seinem Tisch liegen hat, vermag mich zwar zu erheben, aber schwerlich über die Sicherheit des reisenden Publikums zu beruhigen. Ich mußte seinerzeit lachen, als das Eisenbahnministerium durch ein Zeitungsbüro an *mich* und an meine Privatadresse eine Karte richten ließ, mit der es die 'Fackel' bestellte. Die Karte ward, da der Herausgeber selbst für ein hohes Ministerium Abonnements nicht entgegennimmt, schleunigst an den Aufgeber zurückgesendet. Als eine bessere »Genugtuung« faßte ich es damals auf, daß die Behörde der Südbahnspitze gewisse Reformen auftrug. Von diesen hat man freilich bisher nichts weiter gemerkt, als daß der *Rauch* auf der Strecke infolge Verwendung der miserabelsten Kohle das Südbahnreisen, das bisher bloß eine Gefahr war, neuestens auch zu einer Tortur macht. So haben die sauberen Herren ein Mittel gefunden, gewisse kleine Auslagen, zu denen sie gezwungen waren, »her-einzubringen«. — Daß der letzte Sonntag keine Katastrophe auf der Lokalstrecke gebracht hat, ist wahrlich ein Wunder. Die Waggons gewährten den Anblick von Wiener Pferdebahnwagen, die Leute hielten die Plattform bis auf die unterste Stufe besetzt. Und wenn kein Unglück geschehen ist, so hat man dies lediglich der Umsicht des Chefs einer Lokalstation zu danken, der von seinem Perron aus die Situation überblickte und den an den Waggons förmlich hängenden Ausflüglern warnend zurief: »Sie, geb'n S' Acht! Halten S' Ihna an! Daß nichts g'schicht!« ... Herr v. Wittek hat noch viel Arbeit vor sich. In aller Hast wird jetzt — eine Wirkung des Artikels in Nr. 46 — auf der Strecke der Staatseisenbahn—Gesellschaft bei Gerasdorf das *Unkraut* ausgejätet. Und doch war es in jenem Artikel nur symbolisch verwertet ... Es ist höchste Zeit, daß wieder einmal »Erhebungen« gepflogen werden. Ich meine dies nicht symbolisch und ich wünsche nicht, daß die »Erhebung« des Herrn Taussig in den Ritterstand die einzige bleibe, die seit den Jahren seines Verwaltungsvorsitzes von der Regierung gepflogen wurde.



Auf das Grab Joseph *Oppenheims* hat die Pietät seiner Redaktionskollegen Erde, Lügen, Blüten der Rede und des Stils gestreut. Wenn die Herren sich dies einmal zur Wahrheitsliebe entschlossen hätten, so würde der Nekrolog, den sie dem Verblichenen nachriefen, unfehlbar anders gelautet haben. Etwa so: »Er war ein Journalist, der nicht nur durch das, was er schrieb, sondern auch durch seine Lebensführung und Haltung unserem Stande *Unehre* gemacht hat und auf den wir durchaus nicht als auf einen würdigen Vertreter, ein Musterbild unseres Berufes hinweisen konnten.« Denn es ist meine Meinung von Joseph Oppenheim — und ich kann mit ihr selbst vor seinem Grab nicht zurückhalten —, daß er kein würdiger Repräsentant der Wiener Journalistik sondern im Gegenteil ein braver und vornehmer Mann war. Seine Berufsgenossen scheinen insgeheim meiner Ansicht zu sein; denn sonst wäre nicht einem oder dem anderen der Hinweis auf seine »Ehrlichkeit« ent schlüpft, die als besonderes Kennzeichen seines journalistischen Wirkens in diesen Tagen hervorgehoben wurde. Und er hat auch Geschmack besessen. Sein Chef hat dies ausdrücklich anerkannt. Herr Benedikt hielt eine Leichenrede, die so poetisch und blumenreich war, daß man sich wunderte, an ihrem Schlusse nicht die übliche Wendung zu finden: »Die vorgekommenen Kursvariationen zeigt die nachstehende Kurstabelle.« Denn empfindliche Kursvariationen — dies schien Herr Benedikt zuzugeben — sind der 'Neuen Freien Presse' nicht erspart geblieben, seit Oppenheim, dem Ansturm einer talentlosen Jugend weichend, verdrossen die Feder hingelegt hat. Wie wird's erst nach seinem Tode werden? »Nie mehr« — rief Herr Benedikt — »werden wir in Dein kluges Auge sehen, nie mehr werden wir in Deinem *Feingefühle*, in Deinem *sicheren Urteile für Takt und Form* den Maßstab gewinnen ... « Wie wahr hatte Herr Benedikt gesprochen! Schon die Berichte über seinen Tod und die Leichenfeier mit der Aufzählung aller anwesenden und kondolierenden Nullen ließen die redigierende Hand Oppenheims vermissen. Wenn's dem Armen doch wenigstens vergönnt gewesen wäre, noch diese Lokalartikel einzurichten! Aber leider konnte er nicht einmal mehr Weisungen für ihre Abfassung hinterlassen ...

*

Am Tage, da Josef Oppenheim die Augen schloß, um nicht mehr sehen zu müssen, was in seiner einst so geliebten 'Neuen Freien Presse' vorging, hatte das Blatt einen zweiten Unglücksfall zu tragen. Und wie viel schwerer muß es diesen empfunden haben, da doch der Schmerz um Oppenheim, mit allen Schmöcken Wiens geteilt, kaum halbes Leid war, während das neue Unheil, verschwiegen, am Herzen der Herausgeber fraß. Moriz *Handl*, Korrespondent der 'Neuen Freien Presse' in London — »angeblich Doktor der Philologie, an der Wiener Universität graduiert«, heißt es in den englischen Blättern — stand an jenem Tage vor einem Londoner Richter wegen Eingehung von Schulden unter betrügerischen Vorwänden. Er war mit einem stockbroker in Verbindung getreten, hatte mitgeteilt, er beziehe als Journalist ein Einkommen von 1200 Pf. bis 1300 Pf. erhalte von den drei größten Finanzhäusern Londons, vor allem von Rothschild, Informationen und wolle nach diesen Börsengeschäfte machen. Die erste Transaktion ergab einen Gewinn von 72

Pfund, die dem Handl ausbezahlt wurden. Zwei weitere Spekulationen schlossen mit einem Verlust von 1262 Pf. — und Handl erklärte sich außer Stande, zu bezahlen. Als alle Mahnungen erfolglos blieben, schritt der stockbroker zur Klage. Sein Anwalt stellte fest, daß der Korrespondent der 'Neuen Freien Presse' nicht bloß den einen Börsenagenten geschädigt habe; auf gleiche Weise hatte er schon mehrere stockbroker behandelt, von denen sogar einer wegen einer Schuld von 900 Pfund, die Handl zu begleichen verweigerte, von der Börse »ausbleiben« mußte. Handl ist also auf dem Gebiete des Börsenspiels unter der *reservatio mentalis*, wenn es schief geht, nicht zahlen zu wollen, kein Neuling, sondern, wie der klägerische Vertreter sagt, *an old hand at this kind of thing*.

Die Sache ist noch nicht zu Ende, kann auch noch eine günstige Wendung nehmen. Herr Handl befindet sich einstweilen auf relativ freiem Fuße — gegen eine Sicherstellung von 100 Pf. Aber Welch ein tieftrauriger Gedanke, daß der Mann, der im vorigen Sommer als Vertreter der 'Neuen Freien Presse' beim Rennener—Prozeß ¹ so wacker für Gerechtigkeit, Freiheit und Wahrheit gestritten hat, jetzt gegen die Gerechtigkeit für seine Freiheit kämpfen muß! Betrübliche Wahrheit!

Als die Londoner Nachricht in der 'Neuen Freien Presse' eintraf, waren die Herausgeber auf das tiefste erschüttert, so tief, daß sie sich den Aufregungen durch die Flut der Kondolenzen, die zu erwarten waren, nach den letzten schweren Tagen, am frischen Grabe des unvergeßlichen Oppenheim, nicht gewachsen fühlten. Die 'Neue Freie Presse' bat darum die Wiener Blätter um »stilles Beileid«. Ob sie bei dieser Gelegenheit einmal selbst Schweiggelder gezahlt hat, habe ich nicht erfahren. Aber es wäre erstaunlich, wenn *alle* der 'Neuen Freien Presse' feindlichen Zeitungen unentgeltlich eine Sache verschwiegen hätten, die mehr als jede andere dem Blatte bei seinen eigenen Lesern schaden mußte. Nicht als ob die Börseaner es etwa hätten tragisch nehmen können, daß ein Redakteur eine Gaunerei begeht. Solches halten sie vielmehr für selbstverständlich. Auch aus dem heiteren Widerspruch hätten die Börseaner kein Wesen gemacht, daß, während die 'Neue Freie Presse' in den letzten Monaten einen erbitterten Kampf gegen unseren Obersten Gerichtshof für den Zwang zur Bezahlung von Differenzspielschulden geführt hat, ein Redakteur des Blattes deutlich zeigt, wie schlecht Theorie und Praxis bei unseren Journalisten übereinstimmen. Aber *eines* mußte die Leser der 'Neuen Freien Presse' stutzig machen: Wie, der Korrespondent des Blattes erhält von Rothschild Informationen, bei denen er sein Geld verliert? Ja, was sind denn dann die Informationen wert, die er der 'Neuen Freien Presse' sendet? Wenn schon die Quelle so unrein ist, wie's das Geschick des Mannes zeigt, der an ihr getrunken hat, was haben dann jene zu erwarten, die weit unten am Nachrichtenstrom schöpfen? Ich rate den Lesern der 'Neuen Freien Presse', diesen Gedankengang weiter zu verfolgen; mancher, denke ich, wird ein Blatt lieber zu meiden sich entschließen, das ihn, wenn er schon der Gefahr, beim Lesen den Verstand zu verlieren, entronnen ist, in die viel ärgere bringt, sein Geld einzubüßen.

*

Ein Trost in schweren Tagen: Der Beamte der Creditanstalt, Herr Benjamin Schier, hat in seinem Kondolenzschreiben (natürlich anlässlich des Todes Oppenheims) der 'Neuen Freien Presse' versichert, daß sie »ein in der ganzen Welt verbreitetes und geachtetes Blatt« sei.

* * *

1 Revisionsprozeß Dreyfus, s. die Hefte 7, 13 - 21, 40, 42

Universitätsbummel

Ein hübsches Intrigenlustspiel, das seit zwei Jahren spielte, ist kürzlich an der *Poliklinik* zu seinem Ende gelangt. Seit Ende 1898 war die dermatologische Abteilung dieses Institutes verwaist, da Dozent Dr. Rille, Professor v. Hebras Nachfolger, nach kurzer Tätigkeit an der Poliklinik nach Innsbruck berufen ward. Über einen Ersatzmann für Rille konnte man sich nicht einigen. Nicht sachlicher Schwierigkeiten halber: denn man hatte die Wahl zwischen zwei Kandidaten, die ohne Frage geeignet waren. Der eine, Dozent Dr. Spiegler, ist ein tüchtiger Dermatologe. Die Bedeutung des anderen, Professors Finger, liegt wohl nicht im Spezialgebiete der Dermatologie, aber als Urologe und Syphilitologe von Weltruf mußte er zunächst bei der Besetzung in Betracht kommen. Die Frage nach der wissenschaftlichen und praktischen Eignung des zu Berufenden ward aber überhaupt nicht aufgeworfen. Während man sich nämlich in zivilisierten Ländern in solchen Fällen bemüht, den Tüchtigsten zu eruieren, bildet sich bei uns sofort eine jüdische und eine christliche Partei. So erklärte sich denn die jüdische Minorität gegen Professor Finger mit der Begründung, daß bei den letzten Besetzungen durchwegs Christen gewählt worden seien; nun müsse ein Jude drankommen. Die christlichen Abteilungsvorstände hingegen wollten nur die Wahl des christlichen Kandidaten zulassen. Aber sie verfügten nicht über die von den Statuten geforderte Zweidrittelmajorität, und es kam keine Wahl zustande. Doch nicht nur die Stelle des Abteilungsvorstandes blieb unbesetzt: Ende 1898 wurde das dermatologische Ambulatorium, das laut des Jahresausweises der Poliklinik in jenem Jahre von 2757 Patienten besucht worden war, — geschlossen.

Da wurde im Frühjahr der Vorstand der Abteilung für Laryngologie und Rhinologie, Professor Chiari, von der Poliklinik an das Allgemeine Krankenhaus berufen. Jetzt kam zwischen der jüdischen und der christlichen Partei ein Kompromiß zustande: man würde die Stellen für Dermatologie und Laryngologie gleichzeitig besetzen; ein Jude und ein Christ sollten gewählt werden. Das Kompromiß stimmte zufällig mit den sachlichen Erwägungen überein. Professor *Finger* sollte die Abteilung für Dermatologie, Dozent Dr. *Hajek*, ein Gelehrter, der auch im Ausland großen Ruf genießt und Schüler von dort anzieht, sollte jene für Laryngologie erhalten. Da tauchte plötzlich ein neuer Mann auf: der Laryngologe Dozent Dr. *Koschier*. Eines Tages verbreitete sich in der Poliklinik das Gerücht, der Direktor des Institutes, Professor Monti, sei zu einem sehr hohen Herrn berufen worden, der ihm Koschiers Wahl nahegelegt habe. Dozent Koschier, ein junger, leidlich tüchtiger Praktiker, hat wissenschaftlich überhaupt nichts geleistet; er konnte überdies, selbst wenn er wissenschaftliche Arbeiten von gleichem Werte wie jene Hajeks aufzuweisen hätte, für die Wahl nicht in Betracht kommen, da dem Dozenten Hajek als ehemaligem Assistenten der Poliklinik nach deren *Statuten* der Vorrang gebührte. Aber ein hoher Herr hatte gesprochen, wie es scheint, nicht nur mit Professor Monti, sondern auch mit mehreren Abteilungsvorständen, von denen sich jetzt namentlich Professor Hochenegg auf das eifrigste für Koschier einsetzte. Und so wurde Hajek gestrichen. Neben dem Christen Koschier aber konnte unmöglich ein zweiter Christ, Finger, ernannt werden. Man suchte also Mittel, um Herrn Professor Finger die Sache zu verleiden; richtig schickte er auch ein Absageschreiben, in dem er erklärte, er habe die Wahl als eine Ehrung betrachtet, da er aber nunmehr vernehme, welch schwieriger Kompromißhandel sich da abwickle, verzichte er. Die Herren atmeten erleichtert auf, als sie das Verzichtschreiben in der Tasche hatten. Nun konnte man ja zu

dem Christen Koschier den Juden Spiegler ernennen. Und so geschah's ... Es ist ein Musterbeispiel von politischer Verdummung und Kriecherei vor protektionslüsternen hohen Herren: Zwei medizinische Kapazitäten ließ man ziehen und wählte — einen Christen und einen Juden, nichts weiter.

*

Der bekannte Spezialist Hofrat Isidor *Neumann* hat jüngst jubiliert. Die dankbaren Schüler wollten dem verehrten Lehrer den — Katheter bekränzen und ihn mit einer Festschrift überraschen. Der bescheidene Mann hatte zuerst abzuwehren versucht. Er berief seinen Assistenten und bat ihn, man möge von Ehrungen absehen, die den Geehrten nur verlegen machten. Der Assistent aber legte dar, wie die Schüler es sich nicht versagen könnten, bei solchem Anlasse zum Meister sich zu bekennen. Da fügte sich denn der Hofrat und äußerte nur noch den Wunsch, daß man Übertreibungen vermeide. »Sie müssen sich«, sprach er, »auf drei Punkte beschränken. Erstens können Sie hervorheben, welche Schule ich gemacht habe, zweitens meine Fürsorge für die Ärmsten der Armen und drittens meinen diagnostischen Scharfblick. Also merken Sie sich, bitte: erstens, zweitens, drittens ... «

* * *

» — — — Sie ist nicht allein stets eine elegante Modedame gewesen, sie verstand es auch immer, sich nach eigenem Geschmacke zu kleiden. Nicht weniger als dreihundert Toiletten und siebzig Paar Schuhe besitzt sie. Ihre Lieblingsfarbe ist weiß. Und deshalb trägt sie meistens weiße Gewänder. Im Hause kann man sie in langen weißseidenen Empiretoiletten, tief ausgeschnitten, mit durchsichtigen Ärmeln sehen. Im Garten und auf ihren Spaziergängen trägt sie leichte Röcke und seidene Blusen. Sie besitzt deren vierzig bis fünfzig. Schönheitsmittel verschmäh't sie. Ihr Toilettentisch ist zwar gefüllt mit Fläschchen und Gläsern; aber sie stehen nur zur Parade da. Eine Vorliebe hat sie für Veilchenparfüm. Selbst in ihre Kleider sind unzählige, mit Veilchenpulver gefüllte kleine Sachets eingelassen. Wie die Prinzessin mit Hüten und Sonnenschirmen gern Luxus treibt, so kleidet sie sich am Tage drei— bis viermal um. Stundenlang kann sie vor dem Spiegel stehen und Toiletten probieren. Sie schlüpft in ihre alten Gewänder, unterzieht sie einer gründlichen Prüfung, überlegt, wie sie zu arrangieren und zu modernisieren sind. — — — — Geschickt und kleidsam dreht sie ihr hellblondes Haar mit hübschen Nadeln auf dem Scheitel zu einem Knoten.«

Diese Schilderung ist einem Bericht des 'Neuen Wiener Journal' entnommen. Gilt es, den Leser in die Geheimnisse eines neuen Trousseau einzuweißen? Sollen die orgiastischen Exzesse, zu denen die Schmockphantasie der Anblick der Bräute Lonyay, Chotek und Cumberland verführt hat, überboten werden? Welcher hohen Dame gehören diesmal die wohlgezählten dreihundert Toiletten, siebzig Paar Schuhe und fünfzig Blusen? Man wird es nicht für möglich halten, aber es ist so: Schmock wollte sich mit den glücklichen Prinzessinnen dieser Erde nicht begnügen, und es reizte seinen perversen Übermut, auch einmal in die Toilettegeheimnisse einer unglücklichen einzudringen. Prinzessin *Louise von Coburg* ist in der sächsischen Irrenanstalt »Lindenhof« interniert. Aber das macht nichts; Toiletten muß sie haben. Die Frage, ob die Internierung der Dame, die geliebt und Schulden gemacht hatte, gesetzlich berechtigt oder am Ende ein unerlaubter Akt der Familienjustiz

war, darf den Leser nicht beschäftigen. Aber ob sie in geschlossenen oder in tiefausgeschnittenen Kleidern mit durchsichtigen Ärmeln zwischen den Mauern der Irrenanstalt wandelt, ob sie sich ihre alte Vorliebe für Veilchenparfüm bewahrt hat, muß untersucht werden. Dreihundert Toiletten, siebzig Paar Schuhe, fünfzig Blusen: Weil die Lieferanten für all das Bezahlung verlangten, mußte die Prinzessin für schwachsinnig erklärt werden. Aber das ist eine andere Sache, die wirklich nicht in Frage kommt, wenn sich's darum handelt, einen Modebericht aus einer Irrenanstalt zu liefern.

* * *

Wiener Warenmarkt

Der französische Minister für Unterricht und schöne Künste hat, wie die 'Neue Freie Presse' meldet, »dem Wiener Publizisten und Schriftsteller L. K. Nolston den Titel eines 'Officier d' Académie' verliehen«. — Der von dem Wiener Publizisten und Schriftsteller L. Kohn herausgegebene Bericht von der Warenbörse verzeichnet freudig: *Leder* anhaltend fest, *Knoppere* gut beachtet.

* * *

Schreckensnachrichten über China

Die Gesandten ermordet, der Kaiser von China getötet, die Kaiserin—Mutter zum Selbstmord gezwungen, alle Fremden in Peking massakriert, drei Reden Wilhelms II.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Leser. Nein. Seit Herzl—Kunz Wien als den einzig möglichen »klimatischen Kurort« gepriesen hat, beginnt's auch hier unerträglich zu werden. Das nette Geständnis, das ihm hierbei entschlüpfte, hat auch mich gerührt. »Einer meiner Freunde« — schrieb er — »schwärmte von einem Nest in Tirol, wie WENN ER DAFÜR BEZAHLT WORDEN WÄRE.« Herr Herzl kennt seine Kollegen von der 'Neuen Freien Presse'. Einer hat jüngst in einem Feuilleton über Beethoven für die Anstalt des Herrn Dr. Lantin in Baden geschwärmt. Nun, da erklären Sie die Sache ganz richtig damit, daß mehrere Herren von der 'Neuen Freien Presse' Kurgäste in jener Anstalt sind, und rufen befriedigt: »Hinc illae reclamae!« ...

Jobber. Es ist erfreulich, daß das Heine—Kranz—Komitee endlich den richtigen Ton für seine noch immer betriebene Propaganda gefunden hat. Die »Heine—Marken« — hieß es in einem der letzten Aufrufe sind jetzt »stark begehrt«.

F. R. in M. Nur die Forderung kürzerer Legislaturperioden wäre diskutabel; aber sie ist ein alter Programmpunkt aller demokratischen Parteien.

Teplitz—Schönau. Mitteilungen von allgemeinem Interesse willkommen.

M. W. Gegen die privaten Übelstände, die Sie meiner Aufmerksamkeit empfehlen, gilt es nicht zu polemisieren, sondern ZU REKURRIEREN.

Lady M. Dank und Gruß.

Chronist. Alles kann eben der Reporter der 'Wiener Allgemeinen' doch nicht herausbringen. Wenn in einem Hotelzimmer ein Oberleutnant und eine Dame erschossen aufgefunden werden, so kann er höchstens eruieren, daß es sich um ein Liebespaar handelt, und es den toten Körpern ansehen, daß »die Aussichtslosigkeit einer ehelichen Verbindung den Entschluß beider, zu sterben, gereift« hat. Wie der Tod erfolgte, bleibt selbst ihm verborgen. Und so muß er denn — in der Nummer vom 15. Juli — achselzuckend ausrufen: »Ob der Oberleutnant ZUERST SICH UND DANN SEINE GELIEBTE ERSCHOSSEN hat oder aber ob beide einen Selbstmord verübt haben, konnte nicht konstatiert werden.«

Sammler. Im »chinesischen Stil«: »Der Kaiser TÖTETE SICH am 19. Juni mit Opium; er wurde hierzu vom Prinzen Tuan gezwungen. Die Kaiserin—Witwe FOLGTE seinem Beispiele, LEBT ABER NOCH.« »Die Russen allein VERLOREN 200 TOTE«. Weniger schlimm als den Russen nach der 'Neuen Freien Presse' erging es nach dem 'Neuen Wiener Tagblatt' den Engländern. Sie »VERLOREN ungefähr sechs TOTE und sieben VERWUNDETE«. Der Londoner Korrespondent der 'Neuen Freien Presse' — auch einer, den sie verloren haben — ist infolge des bekannten Unfalles, der ihm zugestoßen, seit einigen Tagen verstummt. Dafür regnet es Pariser Originaldepeschen, in denen mit höchster stilistischer Anmut die schwierigsten diplomatischen Probleme bewältigt scheinen. Frischauer meldet uns z. B., daß sich die Prinzen Tuan und Dund—Kangy—Simeh der »MACHT BEMÄCHTIGT« haben. Und er steht nicht an, sie schon in der folgenden Zeile geradeheraus »URSURPATOREN DER DIKTATUR« zu nennen. Soviel zum Beweis der Prägnanz seiner Sprache. Politischen Scharfblick bekundet er, wenn er am Schlusse seines Berichtes die Frage des japanischen Mandates gegen China aufrollt und die vielsagenden Worte findet: »IN DIESER FRAGE LIEGT, DIPLOMATISCH GENOMMEN, DER SCHLÜSSEL DER SITUATION«. Ein anderes Blatt streicht seinem Korrespondenten einen so bedeutenden Satz weg; die 'Neue Freie Presse' bringt ihn in gesperrtem Druck. — Schmock hat in Triest eines der Admiralsschiffe der englischen Escadre besichtigt. Der Kapitän Mr. Robert Lowry, berichtet er, »machte UNS die Honneurs«. Dann heißt es wörtlich: »Trotz der hohen Ehrenabzeichen, deren Gold sich von der schneeweißen Uniform glänzend abhob, konnte man mit ihm umgehen, als sei er nur ein gewöhnlicher Sterblicher und war von ganz außergewöhnlicher Liebenswürdigkeit.« »Wir baten bescheiden um einen Matrosen, der uns als Führer dienen könnte.« Capitän Lowry aber sagt: »Nein, Sie sollen einen Midshipman haben, meinen eigenen Aide de Camp«. Schmock ist bezaubert: »Wie wenn man einem, der um ein Glas Wasser bittet, sagt: Nein, Sie sollen Champagner haben. Und sprühender Wein war es, den wir in Mr. Hewett kennenlernten.« »Kapitän Lowry ermahnte ihn, ehe die Runde begann, er möge sich keine Späße erlauben und streng in allem bei der Wahrheit bleiben, denn ALLES, WAS ER LÜGEN WÜRDE, KÄME UNFEHLBAR IN DER GRÖSSTEN ZEITUNG DES LANDES WIEDER ZUM VORSCHNEIN.« Diese Mahnung hat der mit den Gewohnheiten der 'Neuen Freien Presse' so gut vertraute englische Kapitän natürlich an seinen Midshipman gerichtet und nicht an den Schmock, der sie ohnedies nie befolgt hätte ... Auch einen »Ischler Brief« hat's abgesetzt. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir, wie spärlich die Zahl der »Verehrer des Walzerkönigs« im Grunde ist. Die Villa Strauß ist nämlich in eine Pension verwandelt worden, und an diese geschäftliche Transaktion knüpft die 'Neue Freie Presse' die folgende stimmungsvolle Betrachtung: »Die Freunde des Meisters werden nun die Zimmer, die Strauß noch vor zwei Jahren bewohnt und in welchen er so viel Schönes geschaffen hat, NICHT NUR BESICHTIGEN, SONDERN AUCH BEWOHNEN KÖNNEN«.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: K a r l K r a u s.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.